

Predigt,

gehalten von Herrn Geheimen Konsistorialrat
D. Julius Smend, Münster
im Festgottesdienst
in der St. Maria Magdalena-Kirche zu Breslau
am Sonntag, dem 8. Oktober 1922,
anlässlich des Zehnten Deutschen Bachfestes.

Lukas 14, 1—11.

Ehre sei dir, Christe! Amen.

Liebe Gemeinde!

Unter den sogenannten altkirchlichen Evangelien bedeutet unser Text eine Merkwürdigkeit. Seit tausend Jahren fliegen an diesem Sonntag, dem 17. nach Trinitatis, die Engel Gottes von einem Schalldeckel unserer Kanzeln zum andern, um zu hören, ob über dies Evangelium gepredigt wird, und wie die Prediger den Text bezwingen. Besteht er doch aus zwei Bestandteilen, die nur äußerlich aneinanderhängen, innerlich aber keinen Reim ergeben wollen: hier die Heilung eines Wassersüchtigen am Sabbat, dort die Mahnung Jesu zur Bescheidenheit im geselligen Verkehr.

In der Tat, ein seltsames Nebeneinander. So erklärt es sich wohl, daß die drei Kantaten Bachs für diesen Tag, die auf uns gekommen sind, zwar alle an unser Evangelium anknüpfen, aber unter sich kaum etwas gemein haben. Die Kantate aber, die uns soeben geboten wurde, hält sich, wie es je und je viele Prediger getan, an den allgemeinen Gedanken der Sonntagsfeier. Sie preist den Segen, den Kirche und Gottesdienst gewähren wollen, wenn nach der Unruhe und den Sorgen der sechs Wochentage der Glocken Klang uns vor Gottes Angesicht ruft und uns traute Psalmworte auf die Lippen legt wie die: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses“ oder „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir“.

Vergessen wir jetzt einmal die betrübende Tatsache, daß an so vielen Orten in der evangelischen Christenheit dieser

Glockenruf beinahe vergeblich erschallt. Ja, laßt mich heute ganz davon absehen, daß wohl auch manche von denen, die ebenjezt hier gegenwärtig sind, für gewöhnlich den Segen und Frieden gemeinsamer Andacht und Anbetung versäumen. Nur darauf will ich hinweisen, daß die beiden großen Meister, die zu dieser Stunde unsre Prediger sind, Heinrich Schüz und Johann Sebastian Bach, als treue Söhne ihrer und unsrer Kirche am evangelischen Gottesdienst liebend gehangen und ihn mit ihren schönsten Gaben geziert und verklärt haben.

Schüz und Bach, zwei Sonntagskinder uns zugut, reich gesegnet von Gott und dadurch Segenspender für gleichgesinnte Seelen. Davon wollen wir reden, und unser altes Evangelium soll uns leiten.

1.

Jesus erbarmt sich am Sabbat über einen Schwerkranken. Das ist den Pharisäern ein Gräuel, vielmehr ein willkommenener Anlaß zu feindseligen Plänen. Sie wollen nicht erkennen, daß der Sabbat um des Menschen willen gemacht ist, nicht der Mensch um des Sabbats willen. Sie verstehen nicht, daß Sabbatheiligung und Liebestat sich nicht ausschließen, sondern zusammengehören, ja daß sie sich nach Gottes Willen decken. Sie sehen nicht, daß die königliche Freiheit Jesu gegenüber den Satzungen der Väter lauter Gebundenheit ist an der Menschen Not und der Liebe Gebot.

Für uns sind das Selbstverständlichkeiten. Warum? Weil wir unter der Gewalt Jesu stehen, ob wir es wollen oder nicht wollen, wissen oder nicht wissen. Auch haben wir nichts zu schaffen mit der Sabbatfeier der Angelsachsen, deren Sonntag gleich dem Sabbat der Juden ein flügelahmer Engel geworden ist, ein hartes Joch statt einer süßen Wohltat. Mit Dank erinnern wir uns, daß wir deutsche Christen sind, daß Dr. Luther in der Erklärung des Feiertagesbotes vom Tage überhaupt nicht spricht, sondern nur von Gottes Wort und dessen Verkündigung. Und Schüz wie Bach sind echte Lutheraner gewesen, d. h. in diesem Falle: Menschen der Freiheit.

Nun denn, wenn es je ein Zeitalter gegeben hat, das des Sonntags in Jesu Sinn und im Geiste Luthers bedurfte, dann ist es das unsrige. Denn so gewiß wir gerade heute täglich die Arbeit segnen als eines der unentbehrlichsten Mittel, den Jammer dieser Zeiten zu meistern, den unsäglichen Druck der Gegenwart zu überwinden, — ach, Mühsal und Arbeit sind mit nichten das „Köstlichste“ im Leben. Wer so jenen 90. Psalm versteht, hat ihn mißverstanden. Gerade das will uns der Sonntag sagen. Er will uns fühlbar machen, daß der Christen allerursprünglichster Besitz die Freude gewesen ist, die Freude an Gott und Gottes Macht, die Freude der erlösten Seelen an der Gemeinschaft mit ihm und mit seinen Kindern, die Christus uns erworben hat, „Freude die Fülle und selige Stille“.

Aber freilich, wenn die Arbeit ruht, dann wird es dem Christen unsrer Lage erst recht bewußt, daß wir in einer finsternen, heillosen Zeit leben. Wieviel Verzweiflung in den ernstesten Gemütern, wieviel offenbare Gebundenheit an Alltagsorge und Wirtschaftsnothe, wieviel verborgenes Elend, wieviel Stumpfheit und Lebensüberdruß! Und nirgend, nirgend ein Fünklein von Hoffnung auf bessere Zeiten. Ist es nicht ganz verständlich, daß in dem großen Spital (man könnte auch sagen: Narrenhaus), in dem wir heute wohnen müssen, hundert Ärzte und tausend Quacksalber ihre Medikamente anpreisen und ihre Opfer finden — gerade auch auf dem Boden des Übersinnlichen, des Aufregenden und Sensationellen, der Mystik oder der Apokalyptik, des Spiritismus oder Okkultismus, und wie die alten Irrwege alle heißen? Wahrlich, totkranke Zeit!

Gott Lob, daß wir noch heilkräftige Wasser und seelenkundige Ärzte haben! Ihrer zwei bieten uns in diesen Tagen und vorab an dieser Stätte ihre oft bewährten Dienste an: Schütz und Bach. Beide wert der höchsten Ehren in Theologie und Kirche als geniale Ausleger der heiligen Schrift, als geistesmächtige Prediger des Evangeliums von der Gnade und Treue Gottes, als Reformatoren und Konfessoren. Aber auch als Ärzte wollen wir sie heute promovieren, so wie in unsrer Zeit eine deutsche medizinische Fakultät den bekanntesten Jünger

und Erben Bachs, ausdrücklich um seiner Tonkunst willen, ehrenhalber zum Doktor der Medizin ernannte. War das möglich, dann wird es ja auch erlaubt sein, vor diesem Bilde „Jesus heilt am Sabbath einen Kranken“ gerade an unsere großen, frommen Tonmeister zu gedenken.

Es geht doch ohne Frage von ihren Werken, von ihrem Wesen gesundende, verjüngende, erneuernde Kraft aus. Spüren wir das nicht gerade heute? Hat das nicht mancher von uns oftmals zu seinem Segen erfahren: in tiefer Traurigkeit oder Verzagttheit, im quälenden Zwiespalt zwischen Kopf und Herz, zwischen Ideal und Wirklichkeit, bei innerer Leere oder in Stunden völliger Lebensmüdigkeit? Als vor Jahren eine unserer Musikzeitschriften an Hunderte der Zeitgenossen die Rundfrage richtete: „Was bedeutet für Sie J. S. Bach?“, da ist von zahllosen Lippen ein einziger Jubelruf erschollen, und einer hat geantwortet: „Bach ist der Mensch, mit dem ich bei Tag und Nacht — diese Worte im buchstäblichen wie im übertragenen Sinne genommen — Gemeinschaft pflegen kann!“ Fürwahr, hier ist „Stahl fürs Blut und Mark für die Knochen“. Ich will die Behauptung wagen: Wenn ich empfänglichen Seelen von diesen Helden des Glaubens und der Kraft auch nur erzählen, eins ihrer großen Werke auch nur beschreiben darf, so werden Traurige fröhlich, bange Herzen getrost und Kranke gesund. Es wird Sonntag drinnen, wo man ihnen ins Auge blickt und den Pulsschlag ihres Innersten spürt.

Aber viel größere Wirkung trauen wir diesen Meistern zu. Gerade heute, da unser armes Volk zerrissen ist wie nie und krank wie nie, sind Schütz und Bach die berufenen Heilkünstler, die der Seele einer ganzen Nation neuen Geist einhauchen, frisches Leben geben, sie zusammenführen und versöhnen können. Und vorab unsrer Kirche, deren fromme und treue Söhne sie gewesen, sollen sie neue Liebe und Zuneigung erwecken, ja vielmehr der Kirche selbst neue Liebe einflößen, so viel Liebesgeist und Eroberungslust, daß sie dem evangelischen Volke die wunderbaren Schätze Schützischer und Bachscher Kunst mit vollen Händen austeile. Vorab am Sonntag! Wir Männer der Kanzel aber wollen alle gern schweigen, wo diese Propheten aufstehen und unserm Volke ans Herz greifen.

O wie gut, daß die Neue Bach-Gesellschaft bei jedem ihrer Feste in den Mittelpunkt der Tage einen Gottesdienst stellt, als wollte sie sagen: So soll evangelische Gemeindefeier sein, ein Gesundbrunnen für alle Kranken, ein Freudenquell für alle Trostbedürftigen, ein Vorschmack ewiger Wonnen! „Wohl-an, alle die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser, daß ihr geneset“. Wir aber, die wir von dem Frieden und Segen solcher heiligen Predigt in Tönen reiche Erfahrung gemacht haben, wir grüßen sie heute aufs neue mit Herzensdank, die hohen Häupter unsrer Allergrößten: Grüß euch Gott, ihr Meister! O sprecht nur ein Wort, ein Wort, daß Gott euch gab, und wir werden gesund. Wir glauben wieder, wir hoffen, wir beten wieder mit Zuversicht. Wir segnen euch, die ihr vom Hause des Herrn seid!

2.

Sonntagskinder sind sie gewesen, beide, Schütz und Bach. Glückskinder im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht. Einsame Wege sind sie gegangen, Leidenswege, wie es dem Genius nun einmal beschieden ist. Und Einsamkeit ist ein gefährlich Ding. Ob der Höchstbegabte, der sein Jahrhundert Überragende wohl ein klares Bewußtsein hat von dem, was er bedeutet? Ob er den Druck einer großen geschichtlichen Bestimmung spürt? Ob unsre beiden Meister in irgend einem zutreffenden Maße gefühlt haben, was ihnen verliehen war? Das ist mehr als eine müßige Frage.

Keiner von beiden hat, so weit mein Wissen reicht, sich je darüber ausgelassen. Ganz gewiß haben sie sich als Meister gefühlt, fühlen müssen. Aber ebenso gewiß sind sie im schönsten Sinne des Wortes demütige Christenmenschen, ja auch tiefbescheidene Leute gewesen. Es gibt Merkmale, an denen sich das mit einiger Sicherheit feststellen läßt; ihrer drei hebe ich heraus. Wenn einem Künstler, einem begnadeten Könnner der Beifall der Menge gleichgiltig ist, so mag man das seinen Stolz nennen; ebenso und noch viel eher dürfen wir sagen: Wer auf Menschengunst verzichten kann, ist innerlich bescheiden! Und wer Andere, auch Geringere neben sich gelten läßt, ihnen

alle Ehre gönnt, der verdient das Lob der Sachlichkeit und Billigkeit, aber auch das der echten, lauterer Bescheidenheit. Wer endlich bei allem, was er tut, die Ehre Gottes vor Augen hat, nichts Anderes, der ist gewiß außer aller Gefahr der Selbstüberschätzung; er weiß, in wessen Dienst er steht.

Alle diese Kennzeichen, vor allem das letzte, finden wir bei Schütz und Bach in vollstem Maße. Denn jenes *Soli deo gloria!* auf Bachs Partituren ist mehr als Phrase oder Konvention; es ist mit dem Herzen geschrieben wie das, was ihm vorausgeht. Und es bleibt für alle Zeiten denkwürdig, daß unser Schütz ein Schriftwort vor anderen geliebt, es über sein Notenbort gesetzt, es zu seinem Leichentext bestimmt und einem seiner Schüler als Motette für sein Begräbniß in Auftrag gegeben hat (Ps. 119, 54):

„Herr, deine Rechte sind mein Lied im Hause meiner Wallfahrt.“

Vorgedrängt hat sich keiner von beiden. Sie haben sich begnügt mit dem, was ihnen bei ihren Lebzeiten beschieden war, zufrieden mit dem Plage, den man ihnen an der Ehren tafel der Tüchtigen und Berufenen gegönnt. Aber Beide wurden auch vergessen, jahrhundertlang. Es tut nicht not, hier viel davon zu reden. Sie mußten so zu sagen neu entdeckt und aufgeweckt werden, Bach vor hundert Jahren, Schütz in dieser unsrer Zeit, So sehr waren sie ins Hintertreffen geraten. Sowohl, das lag an ihnen selbst. Wer nur dem Höchsten dient und denen, die ihn fürchten, der mag es sich selber zuschreiben, wenn ganze Geschlechter seiner zeitweilig vergessen. Aber auch dies ist wahr: Zu den Menschen gehören Zwischenräume, und zu den großen Menschen große Zwischenräume. Erst ein gewisser raumzeitlicher Abstand versetzt uns in die Lage, wahre und bleibende Größe zu ermessen. Und so war es hier.

Nun sind wir wieder bei unserm Evangelium. Jesus mahnt die ehrgeizigen, eiteln Männer der gelehrten Zunft, beim Gastmahl nicht nach Ehrenplätzen zu trachten, sondern sich bescheiden untenan zu setzen. Merkt es wohl: jetzt will sich doch um die beiden so verschiedenartigen Hälften unseres Textes ein gewisses Einheitsband legen. Wie Jesus sich dort in der Sabbatfrage an das gleichsam eingeborene Empfinden des Naturmenschen

wendet, dem ein gesunder Instinkt für das Rechte sagt: Zieh nur getrost deinen Ochsen oder Esel aus dem Brunnen, ob es schon Sabbath ist!, — so bezieht er sich für die Regeln des geselligen Lebens auf das natürliche Feingefühl im Kulturmenschen, das ihn lehrt, lieber den untersten als den obersten Platz an der Tafel zu wählen. Seht, Jesus befindet sich offenbar im besten Einvernehmen mit des Menschen innerstem und eigenstem Fühlen und Meinem. Nur daß er diese Stimme, diesen Sinn für das Wahre reinigen möchte von aller selbstsüchtigen Berechnung, — sie ist in beiden Fällen zu vermuten, — und unsern Geist hinaufheben will auf die Höhe seiner reinen, göttlichen Gesinnung: er hilft dem Kranken um des Kranken willen; er ist von Herzen demütig ohne Nebengedanken.

Was aber unser Herr den Bescheidenen in Aussicht stellt, er hat es selber in einzigartiger Weise hernach errungen und erreicht. „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.“ In irgendeinem Maße ist das doch auch an seinen Jüngern immer wieder Wahrheit geworden: „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden!“

Wahrlich, ein Geschlecht nach dem andern, ein Jahrhundert um das andere wendet sich heute an jeden unsrer beiden Meister und sagt zu ihnen: „Freund, rücke hinauf!“ und spricht zu vielen Anderen, zuvor vielleicht Bevorzugten und Überschätzten: „Weichet diesen! Ehre, dem Ehre gebührt! Hut ab und Platz gemacht; ihr werdet nimmer ihresgleichen sehn!“

Vor nicht langer Zeit hat der erste evangelische Geistliche Schwedens seinen jungen Amtsbrüdern gesagt: Vier Evangelisten sind es, deren Schriften ihr fortan in unser Volk hineinbringen und ihm auslegen sollt. Aber vergeßt mir den fünften Evangelisten nicht; er heißt Johann Sebastian Bach“. Der Erzbischof hätte auch sagen dürfen: „Der fünfte heißt Schütz, und der sechste heißt Bach.“ Fürwahr, Evangelisten Jesu Christi, ihres und unsres Herrn!

Aber, Freunde, der Schwede darf uns nicht beschämen. Um

deutsche Meister geht es hier; ihre erste Mission haben sie in deutschen Landen zu erfüllen, und sie ist noch lange, lange nicht erfüllt. Nun denken wir wieder an unser unglückliches, zerstoßenes, mißhandeltes Volk. Ob nicht einmal die Stunde schlagen wird, da Gott ihm aus seiner Erniedrigung heraufhilft und ihm soviel Luft und Raum und Lebensrecht zuerkennt, wie es bedarf? Ob er auch zu ihm, dem verachteten, beschimpften, entrechteten einmal sagen wird: „Rücke hinauf! Nimm den Platz ein, den ich dir bestimmt habe —“? Das ist ja unser aller tägliches Fragen.

Getrost! der Tag kommt. Er muß kommen, so gewiß sich Gott hundertmal zu unserm Volke bekannt und ihm solche Führer und Meister wie Schütz und Bach gegeben hat und noch erhält, ja gerade jetzt neu schenkt. Er wird kommen, wenn in unserm Vaterlande die führenden Stände die Stimme hören wollen, die gerade diese Beiden uns unermüdlich zu Gehör bringen: „Es ist dir gesagt, was recht ist, und was der Herr, dein Gott, von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott“.

Mitten im Unglück, ihr deutschen Christen, laßt uns die Häupter erheben im Angesicht der Boten Gottes, die er uns gab. Sie sind unser, und wir wollen sie in Ehren halten. Aber nicht nur so, daß wir ihre Kunst bewundern und uns für ihre Werke begeistern. Nein, so, daß wir erkennen, wo ihrer Seelen Stärke entspringt und ihr innerstes Leben ruht. Darüber lassen sie selbst uns nicht im Ungewissen. „Was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert“, so lautet ihr Bekenntnis. Und darin wollen wir mit ihnen Gemeinschaft haben, eins in Luthers Geist und in Christi Kraft, — Gemeinschaft darin, daß wir tüchtig werden, mit ihnen und wie sie von Gottes Herrlichkeit und Gnade zu singen, hier zeitlich und dort ewiglich. Amen.